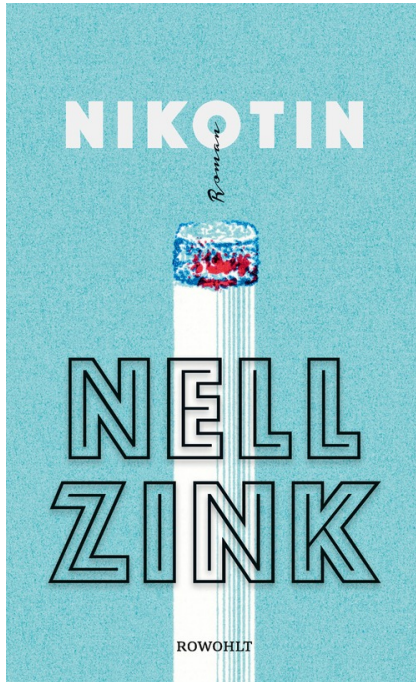


**Leseprobe aus:**



ISBN: 978-3-498-07670-2

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [www.rowohlt.de](http://www.rowohlt.de).

Nell Zink

**Nikotin**

Roman

Aus dem Englischen von Michael Kellner

Rowohlt

1. Auflage Februar 2018

Copyright © 2018 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2016 unter dem

Titel «Nicotine» bei Ecco Books, HarperCollins, New York

«Nicotine» Copyright © 2016 by Nell Zink

Satz aus der SonsbekEco

Gesamtherstellung CPI books GmbH, Leck, Germany

ISBN 978 3 498 07670 2

# Inhalt

1. Kapitel
2. Kapitel
3. Kapitel
4. Kapitel
5. Kapitel
6. Kapitel
7. Kapitel
8. Kapitel
9. Kapitel
10. Kapitel
11. Kapitel
12. Kapitel
13. Kapitel
14. Kapitel
15. Kapitel
16. Kapitel
17. Kapitel
18. Kapitel
19. Kapitel
20. Kapitel
21. Kapitel
22. Kapitel
23. Kapitel
24. Kapitel
25. Kapitel
26. Kapitel
27. Kapitel
28. Kapitel
29. Kapitel
30. Kapitel
31. Kapitel
32. Kapitel

33. Kapitel  
34. Kapitel  
35. Kapitel  
36. Kapitel  
37. Kapitel  
38. Kapitel  
39. Kapitel  
40. Kapitel  
41. Kapitel  
42. Kapitel  
43. Kapitel  
44. Kapitel  
45. Kapitel  
46. Kapitel  
47. Kapitel  
48. Kapitel  
49. Kapitel  
50. Kapitel  
51. Kapitel  
52. Kapitel  
53. Kapitel  
54. Kapitel  
55. Kapitel  
56. Kapitel  
57. Kapitel  
58. Kapitel  
59. Kapitel  
60. Kapitel  
61. Kapitel  
62. Kapitel  
63. Kapitel  
64. Kapitel  
65. Kapitel  
66. Kapitel  
67. Kapitel

68. Kapitel  
69. Kapitel  
70. Kapitel  
71. Kapitel  
72. Kapitel  
73. Kapitel  
74. Kapitel  
75. Kapitel  
76. Kapitel  
77. Kapitel  
78. Kapitel  
79. Kapitel  
80. Kapitel  
81. Kapitel  
82. Kapitel  
83. Kapitel  
84. Kapitel  
85. Kapitel  
86. Kapitel  
87. Kapitel  
88. Kapitel  
89. Kapitel  
90. Kapitel  
91. Kapitel  
92. Kapitel  
93. Kapitel  
94. Kapitel  
95. Kapitel  
96. Kapitel  
97. Kapitel  
98. Kapitel  
99. Kapitel  
100. Kapitel  
101. Kapitel  
102. Kapitel

103. Kapitel  
104. Kapitel  
105. Kapitel  
106. Kapitel  
107. Kapitel  
108. Kapitel  
109. Kapitel  
110. Kapitel  
111. Kapitel  
112. Kapitel  
113. Kapitel  
114. Kapitel  
115. Kapitel  
116. Kapitel  
117. Kapitel  
118. Kapitel  
119. Kapitel  
120. Kapitel  
121. Kapitel  
122. Kapitel  
123. Kapitel  
124. Kapitel  
125. Kapitel  
126. Kapitel  
127. Kapitel  
128. Kapitel  
129. Kapitel  
130. Kapitel  
131. Kapitel  
132. Kapitel  
133. Kapitel  
134. Kapitel  
135. Kapitel  
136. Kapitel  
137. Kapitel

138. Kapitel  
139. Kapitel  
140. Kapitel  
141. Kapitel  
142. Kapitel  
143. Kapitel  
144. Kapitel  
145. Kapitel  
146. Kapitel  
147. Kapitel  
148. Kapitel  
149. Kapitel  
150. Kapitel  
151. Kapitel  
152. Kapitel  
153. Kapitel  
154. Kapitel  
155. Kapitel  
156. Kapitel  
157. Kapitel  
158. Kapitel  
159. Kapitel  
160. Kapitel  
161. Kapitel  
162. Kapitel  
163. Kapitel  
164. Kapitel  
165. Kapitel  
166. Kapitel  
167. Kapitel  
168. Kapitel  
169. Kapitel  
170. Kapitel  
171. Kapitel  
172. Kapitel



173. Kapitel

174. Kapitel

Ein dreizehnjähriges Mädchen steht in einer Mülllandschaft und brüllt auf ein Hausschwein ein. Der verwaschene Himmel über der Skyline des kolumbianischen Cartagena ist wolkenverhangen und verschmilzt mit dem Karibischen Meer.

Die Sau schüttelt die Hängebacken. Anstatt in ihren Pferch aus Tamariskenästen zu gehen, wendet sie sich gegen das Mädchen. Das Mädchen haut ihr mit einer Metallstange auf die Nase. Die Sau stößt ein kehliges Quieken aus. Eine zweite, größere Sau taucht auf, schlägt die gelben Hauer mit einem lauten Klacken aufeinander, während sie im Abfall schnüffelt. Sie hebt den Kopf und schaut auf das Mädchen, das anfängt, sich zu bepinkeln, und sich dabei krümmt und schreit. Die Pisse hinterlässt Streifen im dunklen Dreck auf ihren Beinen.

Um einen Haufen leerer Waschmittelflaschen kommt ein mittelalter Amerikaner in weißem Hemd und Chinos, dem ein Fernglas um den Hals hängt. Er nimmt einen schweren Ast aus dem Zaun. Er treibt die Säue in den Pferch, während das Mädchen davonspringt. Er ruft ihr hinterher: «*iMomento, momento! Quédate, maja. ¿Como te llamas?*» Er stapft ihr nach.

«*Amalia*», sagt das Mädchen.

«*Ven conmigo. Te doy de comer*», sagt der Mann und hält ihr die Hand hin.

Sie lässt die Metallstange fallen und folgt ihm, als besäße sie nichts anderes als diesen steifen, groben, blutbespritzten Kittel. Und tatsächlich besteht ihr ganzer Besitz nur aus diesem ehemals weißen Kittel, und sie kehrt nie auf die Müllkippe zurück.

Zwei Jahrzehnte später, zwei Stunden ins Jahr 2005 hinein.

Eine Zigarette kämpft in völligem Dunkel gegen intensive Feuchtigkeit an. Beim Einatmen erhebt sich ein schwaches Glühwürmchen aus Tabak und leuchtet hell auf. Dann fällt es zurück und erlischt beinahe.

Die unsichtbare Raucherin reckt sich nackt auf einem Haufen Tierfelle. Sie ist zwölf, hat braune Haut, schwarze Augen und langes, dichtes, dunkles Haar. Ihr Haaranatz sitzt sehr tief, kaum mehr als drei Zentimeter über den Brauen, und die Nase ist geschwungen wie eine Sechs. Sie hat kurze Beine, eine breite Taille und hohe, kleine Brüste.

Fünf große, bleiche Männer stapfen schweigend auf einem schmalen Pfad durch den wochenalten Schnee. Sie tragen nichts als Eskimostiefel. Hinter ihnen steigt der Rauch eines verfeuerten Weihnachtsbaums aus dem Schornstein. Von den Schindeln des zweistöckigen Bauernhauses, das am Fuß der Klippen der Palisades nicht weit südlich von Nyack, New York, kauert, blättert die rote Farbe. Die Nacht ist bewölkt, wiewgleich mondhell.

Der erste Mann in der Reihe trägt eine Petroleumfackel in einem Bambushalter. Er ist einundsiebzig, der Älteste hier, und hat weißes Haar und einen weißen Bart. Die Fackel zieht eine ölige Spur schwarzen Rauchs hinter sich her. Er hält sie so, dass der Wind den Rauch von den anderen wegtreibt. Die Stiefel der Männer knirschen im Schnee, ein gleichmäßiges Geräusch, so als fräßen Raupen Blätter.

Die Gruppe gelangt zu einer dunklen Kuppel - einer Schwitzhütte auf einem hölzernen Podest, einem einfachen Bau aus Weidenästen, die mit Hirschfellen bedeckt sind.

Der weißhaarige Mann steckt die Fackel in den Schnee. Sie beleuchtet einen einteiligen blauen Skianzug und ein Paar pelzbesetzte Eskimostiefel, die ein paar Schritte entfernt in Hüfthöhe auf dem verharschten Schnee liegen. Stirnrunzelnd hebt er die Klappe. Die Raucherin drückt die

Zigarette am Rand eines dreifüßigen Eisenkessels aus und lässt sie zwischen die darin liegenden heißen Steine fallen.

«Ist das der Koala?», sagt ein jüngerer Mann und starrt in die Hütte. Er sieht dem älteren Mann sehr ähnlich, ist groß, schlank und muskulös und trägt den gleichen Bart, aber sein Haar ist noch schwarz.

Der alte Mann, sein Vater wie auch der des Mädchens, schlägt vier der Felle von dem Weidengerüst, das jetzt zu einem Viertel offen liegt, und sagt: «Du enttäuschst mich, Penny.»

«Lass das!», sagt sie. «Ich fange an zu frieren!»

«Du solltest im Bett liegen.»

«Ich konnte nicht schlafen. Im Haus lässt du mich nicht rauchen, und draußen ist es eiskalt.»

Er wendet sich der Gruppe zu. «Tut mir wirklich leid, Leute. Jetzt muss ich die Hütte erst mal lüften, und es wird dauern, bis sie wieder auf Temperatur ist. Wahrscheinlich eine Stunde.» Er redet wieder mit dem Mädchen. «Beweg deinen Hintern ins Haus», sagt er. «Sofort.»

Penny schlängelt sich über das Eis heraus, greift sich den Skianzug, zieht ihn an und schließt den Reißverschluss. Sie schlüpf in die Schuhe, schlägt Pulverschnee von den Pelzschäften. Sie rennt die dreißig Meter den Hügel hinab zum Haus. Vier Männer folgen ihr: ihre beiden Halbbrüder und zwei Freunde des Vaters. Hinter den Fenstern im Erdgeschoss brennt Licht. Ein paar der anderen sind noch wach und reden in der Küche.

Sie geht vom Eingang gleich die Treppe nach oben und ins Bett, streift im Schein einer Nachtleuchte den Skianzug ab. Sie schlüpf unter die schmale Polyestersteppdecke. Die Flanellbettlaken sind von einem ausgebleichten Dunkelrot. Sie dreht das Gesicht zur Wand und liegt zehn Minuten still.

Sie setzt sich auf, ist zu unruhig, um zu schlafen. Sie überlegt, nach unten zu gehen und ihre Mutter um Wasser zu bitten. Nackt und barfuß wagt sie sich in den Flur.

Hinter der Tür eines Schlafzimmers am Treppenabsatz hört sie ein Paar beim Sex. Sie reißt die Tür auf und schaltet das Licht ein. Sie sieht den dunkelhaarigen Mann von zuvor – ihren Halbbruder Matt – nackt auf seiner Freundin liegen und sagt: «Wie war das mit dem Fasten vor der Schwitzhütte? Kein Essen, kein Sex, kein Alkohol.»

Matt sagt zu seiner Freundin: «Ich schwör dir, ich bring die Göre noch um.»

«Ich schwör dir, ich bring die Göre noch um», öffnet Penny ihn leiernd nach. Er löst sich von seiner Freundin und klettert vom Bett. Er stürzt sich auf seine viel jüngere Halbschwester.

Er wird wissen, dass sie an Nacktheit gewöhnt ist. Aber so etwas wie seinen Penis in diesem Zustand hat sie noch nie gesehen. Auch nicht solche Wut. Sie merkt, dass es eine Verbindung zwischen beidem gibt, die charakteristisch für ihn und nicht gut oder angenehm ist. Mit ihrer Altklugheit ist es vorbei. Sie umklammert noch mit einer Hand den Türknauf, als er sie hochhebt und unter dem Arm zu ihrem Zimmer trägt, während sie ihm gegen die Beine tritt. Er schlägt die Decke zurück und lässt sie aufs Bett fallen.

Es folgt ein schweigendes Gerangel, typisch für Geschwister, aber irgendwie nicht ganz okay. Mehr wie ein Vater, der sein Kind kitzelt, aber auch das nicht ganz okay: ein nackter Mann von Mitte dreißig, der eine Jugendliche mit Macht aufs Bett drückt. Sie hebt einen Fuß, um ihm in den Magen zu treten, und streift dabei mit der Wade versehentlich seinen Penis. Sie stößt den monoton schrillen, spontanen Schrei eines zehn Jahre jüngeren Kindes aus, der dem über sie gebeugten Matt wie Tinnitus in den Ohren tönt.

Reflexhaft legt er ihr die Hand über Mund und Nase und sagt: «Um Himmels willen.» Sie ballt eine Faust und boxt ihn auf die Brust. Ihm macht das nicht mehr aus, als träfe ihn ein verirrter Tischtennisball. Dann merkt er, dass sein vom Sex noch feuchter Schwanz an der Haut ihres Ober-

schenkels klebt. Mit dramatisch übertriebener Geste lässt er sie los, indem er beide Arme hochwirft, als wäre ein Schnappverschluss aufgesprungen.

Er steht auf. Sie wirft sich auf den Bauch und schluchzt, krümmt und windet sich dabei wie eine Raupe, was ihn an Gelächter oder einen Orgasmus denken lässt. Er deckt sie zu, tröstet sie und sagt: «Jetzt komm schon, sei still, du verrücktes Huhn. Beruhige dich.»

Als er in den Flur tritt und die Tür hinter sich schließt, sieht er ihre Mutter Amalia um die Ecke aus dem Treppenhaus kommen. «Hey, Matt!», sagt sie. «Was war das?» Sie ist braun und stämmig, drei Jahre jünger als ihr Stiefsohn.

«Penny hatte einen Albtraum und schrie los. Wir sind zu Tode erschrocken. Aber jetzt ist alles wieder in Ordnung. Gute Nacht.» Er geht zurück zu seiner Freundin und schließt die Tür.

Pennys Gesicht ist erhitzt. Ihre Augen sind gerötet, über die Wangen laufen Tränen. «Hast du schlecht geträumt?», fragt Amalia und setzt sich auf die Bettkante.

«Matt hat versucht, mich zu vergewaltigen», sagt sie, dreht sich um und setzt sich auf, damit Licht auf ihr tränenüberströmtes Gesicht fällt.

«O Gott. Das ist ja wirklich ein Albtraum! Du hast das ganze Haus aufgescheucht!»

Penny schüttelt den Kopf und lässt sich auf das Kissen zurückfallen. Amalia küsst ihre Wangen, vergräbt das Gesicht im dicken Haar ihrer Tochter und rümpft die Nase. «Wonach riecht das? Rauchst du Zigaretten? Sei ehrlich.»

«Ja.»

«Warum klaust du mir Zigaretten? Warum fragst du mich nicht?»

Penny schweigt. Irgendwo in ihrem Kopf, wo die Logik angesiedelt ist, rebelliert sie gegen die Absurdität, um Erlaubnis für etwas fragen zu sollen, das verboten ist. Nach außen hin verrät ihre Miene nur Zerknirschung.

Als Amalia gegangen ist, steht Penny auf und zieht ihren Skianzug an. Sie stiehlt sich aus der Eingangstür und geht durch den Schnee hügelan zu dem Grillplatz, wo der alte Mann, der jetzt einen blauen Overall und auf dem Kopf eine peruanische Skimütze trägt, die Steine für die Schwitzhütte wieder erhitzt.

«Daddy», sagt sie.

«Komm her, meine Kleine. Tut mir leid, dass ich so sauer geworden bin.» Er versucht, den Arm um sie zu legen. Sie entzieht sich ihm. Er versucht, ihr ins Gesicht zu sehen. Sie verbirgt es. «Sag. Was ist los?»

«Matt hat versucht, mich zu vergewaltigen.»

«Und? Mit Erfolg?»

«Nein.»

«Na, dann hat er es auch nicht versucht.»

«Daddy!»

«Stell dir vor, du versuchst ein Mäusekind mit einer Schere zu zerschneiden. Los. Mal es dir aus.»

Sie schnieft, malt es sich aus und sagt: «Geht nicht.»

«Richtig. Etwas hält dich davon ab. Wenn du überhaupt so weit kämst, es zu versuchen, wäre die Maus schon halbiert. Und deshalb ist mir klar, dass Matt nichts dergleichen getan hat. Jetzt schalte mal dein narratives Selbstgerechtigkeitsmaschinchen ab und erzähl mir, was passiert ist.»

«Matt hat mich in mein Zimmer geschleppt -»

«Wo war Naomi währenddessen? Fang am Anfang an. Ich will es ganz genau wissen. Ich will jedes unbedeutende Detail erfahren, so als würdest du einen Traum beschreiben, der keinen Sinn ergibt.»

Penny nickt. «Okay. Naomi und Matt waren in ihrem Zimmer und haben eine Menge Lärm gemacht, also hab ich die Tür geöffnet und sie gebeten, ein bisschen leiser -»

Er wirft den Kopf in den Nacken und lacht.

«Was ist daran so lustig?»

«Du hast sie nicht bei geschlossener Tür gefragt? Du weißt doch, Sex ist etwas Privates, und es ist einfach nur höflich, dabei auch mal laut zu sein. Das solltest du in deinem Alter doch wissen, und ich glaube, du weißt es auch. Ich glaube, du hast die Tür aufgemacht, weil du sie ärgern wolltest.»

«Aber das gibt ihm nicht das Recht -»

«Was zu machen? Was hat er gemacht?»

«Okay, er wurde wütend und hat mich ins Bett gesteckt, aber das war ziemlich komisch.»

«Jetzt stellst du dich dumm und tust so, als wärst du ein kleines Kind. Es ist mein Fehler, dass ich dich nicht wie eine Erwachsene behandelt habe, als du mir meine Schwitzhütte zugequalmt hast. Und auch Matts Fehler, dass er dich nicht wie eine Erwachsene behandelt hat, als du ihn beim Vögeln mit Naomi gestört hast. Glaubst du im Ernst, dass es für ihn nicht genauso seltsam war?»

Penny schweigt verlegen. Sie wendet sich ab und tritt nach einer ausgehöhlten, schmelzenden Schneewehe, die im Licht der qualmenden Petroleumfackel orange leuchtet.

«Du kannst nicht beides haben. Du bist kein Kind mehr, und niemand sollte dich so behandeln. Auch du selbst nicht. Wir sind hier alle gleich. Du übernimmst Verantwortung und entschuldigst dich, und ich rede mit Matt. Sind wir uns da einig?»

«Ich hasse Naomi», sagt Penny und starrt auf ihre Stiefel.

«Nicht wir müssen sie liebhaben», sagt Norm. «Das ist Matts Aufgabe, der muss sie lieben, ehren und respektieren. Wir alle sind Individuen.»

«Was an ihr magst du denn nicht?»

«Mal sehen», sagt er und drückt einen Stein mit einem langen Holzscheit tiefer in die Glut. «Sie will auf Teufel komm raus meinen Ältesten heiraten.»

«Was ist daran verkehrt?»



«Sie geht ihm ständig um den Bart, um ihm zu gefallen, und sie scharwenzelt um mich und deine Mutter herum. Sie ist eine Langweilerin. Sie wird ihn nicht halten können. Ich bin ja nun wirklich Jude genug, um mir zu wünschen, dass er sich mit einem netten Mädchen zusammentut und mir ein paar Enkel schenkt. Das wäre doch nett, was? Überall kleine Neffen und Nichten?»

«Babys sind niedlich», sagt Penny.

«Also wenn es etwas gibt, von dem ich hoffe, dass du es verstehst, dann, wie man im Leben aus den Fehlern anderer lernt, anstatt sie selbst zu machen. Im Moment hast du die Chance, von Naomi zu lernen. Es ist völlig sinnlos, Menschen zu lieben, wenn man sich dafür verstellen muss. Denn dann kann man noch nicht mal ‹Ich liebe dich› sagen.»

«Das sagt sie aber ständig.»

«Sie sagt ‹liebe› und ‹dich›, gut, aber wo ist das ‹Ich›? Das ist weg, auf der Strecke geblieben!»

Penny nimmt sich selbst einen Stock und stochert in der Glut, um sie anzufachen. Sie lächelt ihren Vater an, und der lächelt zurück.

«Ich», sagt er nachdrücklich und schlingt die Arme um seinen Oberkörper. «Liebe», fährt er fort, reckt die Arme hoch nach oben und schaut in den Himmel. «Dich!», schließt er und beugt sich vor, um sie fest zu umarmen. Er wiegt sich hin und her. Sie drehen sich und trampeln im Schnee herum.

«Jetzt ich», sagt Penny und kopiert das Ritual; dabei wackelt sie so sehr, dass ihr Vater das Gleichgewicht verliert und fast ins Feuer stolpert.

«Und jetzt ab ins Bett», sagt er. «Bei der nächsten Gelegenheit werde ich Matt sagen, dass du erwachsen bist, mit aller Würde, die das mit sich bringt, und dass er dich nicht herumkommandieren kann, warum auch immer, egal wie idiotisch du dich anstellst. Von jetzt an muss er *verhandeln*. Sind wir uns da einig?»

«Sind wir», sagt Penny.

Matt trottet missmutig hinauf zur Schwitzhütte, zum alljährlichen Schwitzritual. Es ist fast vier Uhr morgens, und er läge lieber im Bett und schliefe.

Sein Vater stellt ihn zur Rede. «Hast du dich an Penny vergriffen?»

Die beiden Männer geben ein bemerkenswertes Bild ab. Im Licht der ein paar Schritte entfernten orangefarbenen Flammen erinnern sie an zwei feindselige Raubkatzen – der eine jung und nackt, der Inbegriff von Kraft; der andere nunmehr eher zum Knuddeln mit seinem dick gefütterten Overall und der albernen Mütze.

Matt verdreht die Augen. «Die Buschtrommel arbeitet ja schnell», sagt er und streift seine Eskimostiefel ab. «Aber nein, ich hab mich nicht an ihr vergriffen. Ich war ein bisschen kribbelig, das Koks klang gerade ab, und sie ist einfach in unser Zimmer geplatzt, das war's.»

«Rühr sie nicht mehr an. Sie ist zwölf Jahre alt, und sie ist meine Tochter.»

«Himmel, Norm. Krieg dich ein.» Matt taucht ab in die Hütte. Er legt ein paar Schaffelle aneinander und legt sich schwerfällig darauf.

Norm zieht sich aus, um ihm zu folgen. «Wann willst du Naomi heiraten?», fragt er, während er durch den Eingang kriecht. Er greift sich ein Wolfsfell, dreht sich um und setzt sich aufrecht darauf.

«Dieses Mädchen liebt mich blindlings, wie ein Hund. Dabei kennt sie mich gar nicht.»

«Niemand kennt einen anderen wirklich, aber manche Frauen geben großartige Mütter ab.»

«Ich brauche keine Mutter. Mach ein bisschen Dampf, mir ist kalt.»

Norm lässt Wasser aus einer Schöpfkelle in den Eisen- topf tröpfeln. «Sprich mit mir», sagt er. «Erzähl mir, warum du keine Familie gründen willst.»

«Weil ich glücklich bin», sagt Matt. «Ich habe einen Beruf, der mich erfüllt, und ich bin finanziell und emotional unabhängig.»

«Ich glaube, dass dir etwas entgeht, wenn du nie in irgendeiner Form von Gemeinschaft lebst.»

«Und ich glaube, dass dir was entgeht, wenn du für dein Selbstwertgefühl auf solche Gemeinschaften angewiesen bist. Deine Kunden da, Mann. Du nimmst die verletzlichsten Menschen der Welt aus, also erzähl mir nicht, das wäre deine Gemeinschaft.»

Leise sagt Norm: «Ich helfe, Seelen zu heilen, wenn die Körper nicht mehr heilbar sind.»

«Und sie das Geld sowieso nicht mehr brauchen. Ich bin nicht gekommen, um mir von dir was über das Leben erzählen zu lassen. Ich habe mein eigenes Leben. Ich verdiene mein Brot auf ehrliche Art, und darauf bin ich stolz.»

«Als Müllwagendesigner.»

«Ich entwerfe Prototypen von mobilen Müllpressen, die das Leben der Menschen verändern. Während du ihnen erzählst, dass das Leben schon so in Ordnung ist - auch das Sterben, denn sie sind ja auf der kosmischen Schlange geritten. Du bringst ihnen bei zu resignieren. Weißt du, warum ich keine Gemeinschaft brauche? Weil Müllwagen notwendig sind. Davon muss ich niemanden überzeugen. Und erzähl mir nicht, dein Drogenhandel hätte meine Ausbildung finanziert. Ich könnte das Zehnfache jedes Studiokredits zurückzahlen mit dem, was ich mir durch meine Kreativität und meinen Fleiß erarbeitet habe. Also hör mir auf damit, dass ich Müllwagen designe. Ich rette damit sprichwörtlich Menschenleben, indem ich die Deponiekapazitäten erhöhe und wir das Zeug nicht verbrennen und die Luft mit Dioxinen vergiften müssen, bis jeder Krebs im Endstadium hat und zu dir nach Brasilien kommen muss, um auf der kosmischen Schlange zu reiten. Oder wäre es

dir lieber, wir würden den ganzen Scheiß im Ozean versenken?»

Norm lässt mehr Wasser auf die Steine tröpfeln, und die Sicht in der Hütte tendiert gegen null. Der Dampf verbirgt auch seinen Ausdruck tiefster Missbilligung. Matt hat sich auf den Rücken gelegt und schnarcht plötzlich. Er schläft.

Auch die anderen Männer, darunter Norms jüngerer Sohn Patrick, kommen zurück und setzen sich auf die Felle rund um Matt, achten darauf, ihn nicht zu stören. Sie sitzen mit übereinandergeschlagenen Beinen, und Norm nimmt sie mit auf eine spirituelle Reise.

April 2016. Elf weitere Jahre sind vergangen.

Ein Krankenhaus ragt über einem Fluss auf, der durch eine große Stadt im nördlichen New Jersey fließt. Die weiße Fassade wird von langen, gekurvten Bändern aus reflektierendem Blauglas durchbrochen. Die Architektur nimmt die Form des Flusses auf, aber nicht seine Farbe, denn der Fluss ist zwischen schwarzen Ufern von einem fahlen Grün.

Penny sitzt in einem mit schwarzem Kunststoff bezogenen Sessel, umgeben von langweilig beige Wänden. Sie trägt rote Ballerinas, schwarz glänzende Leggings und einen weißen Baumwollpullover, der ihr über die linke Schulter gerutscht ist. Kein Make-up, ihre Haut ist klar, und die Wimpern sind dicht und dunkel. Ein BH-Träger ist zu sehen, ein guter Zentimeter schwarzes Satin. Ihr Haar reicht bis zu den Ellbogen. Manchmal hebt sie den Kopf und schaut hinaus auf den Fluss. Die Sessellehnen knarren, wenn sie ihr Gewicht verlagert.

Sie liest ihrem Vater vor, der hochgelagert in einem Krankenhausbett liegt. Das mit Hartholz furnierte Kopfende ist champagnerfarben. Zwei Metallhähne, mit SAUERSTOFF und ABSAUGUNG bezeichnet, sind ordentlich in Vertiefungen im Holz eingelassen. Sie liest aus Norman O. Browns *Life Against Death*.

Ihr Vater lacht über eine Formulierung. Er hustet. Aus seinem Mund beginnt Blut zu fließen.

Ohne das Buch aus der Hand zu legen, läuft sie aus dem Zimmer. Sie steht vor der Tür und schaut nach rechts und links. Auf dem Flur sind viele Menschen, aber sie weiß nicht, wer zuständig ist. «Hilfe!», sagt sie.

Eine Schwester lässt den Wagen los, auf dem Medikamente in Pappbechern stehen. Eine weitere Schwester kommt von ihrem Tisch hinter einem Tresen. Beide hasten an Penny vorbei ins Zimmer.

Während Penny zu einem Wartebereich mit Topfpflanzen schwankt, legen die Schwestern ihrem Vater ein dun-

kelblaues Handtuch unter das Kinn. Das helle, glasige Blut färbt seinen Bart rosa und das Handtuch beinahe schwarz.

«Was sollen wir tun, Mr. Baker», sagt eine der Schwestern. «Erinnern Sie sich an Ihre Patientenverfügung. Eine Transfusion würde Sie jetzt um zwei Wochen zurückwerfen.»

Er schüttelt den Kopf und krächzt: «Ich will nicht sterben.»

«Blut komplett und Thrombozyten», sagt die erste Schwester. Die andere eilt aus dem Zimmer.

Blut rinnt aus seinem Mund. Er atmet schwer durch die Nase. Die Gesichtsfarbe wechselt von teigig zu grau. Er neigt den Kopf nach links, um das Blut auf das Kissen fließen zu lassen, atmet mit großer Anstrengung. Seine Hände unter dem Handtuch sind bewegungslos, die nackten Arme unter der Haut übersät mit purpurfarbenen Ergüssen.

Er ist zum Bluter geworden, und das Knochenmark kommt nicht dagegen an.

Penny sitzt benommen auf einem Sofa im Wartebereich. Sie ruft ihre Mutter an und sagt angstvoll: «Dad wird sterben.»

«Bring ihn nach Hause», sagt Amalia entschieden. «Lass ihn hier zu Hause sterben.»

Eine Sozialdienstmitarbeiterin des Krankenhauses, eine hübsche Frau mit Locken und einer marineblauen Bluse, bittet Penny in ihr Büro. «Sie sehen erschöpft aus», stellt sie fest.

«Es ist anstrengend», sagt Penny. Sie sitzt auf dem Sofa, wirft die Schuhe achtlos auf den Boden und zieht die Beine unter sich. So wirkt ihr Körper wie der eines Kindes. Das Haar verschattet die Augen und bedeckt die nackte Schulter.

Sie glaubt nicht, dass sie die Richtige sein wird, um die anstehenden Aufgaben zu bewältigen. Sie weiß, dass Sterben etwas Natürliches und Universelles ist, das jeder kann. Das jeder tun *wird*. Keine Herausforderung, sondern ein Kinderspiel. Nachdem sie ihre Ängste und Zweifel abgelegt hat, bleibt ihr nichts mehr. Ihr Blick ist so leer wie der einer Taube.

«Von jetzt an gilt der Hospizmodus», sagt die Sozialdienstmitarbeiterin. «Wir greifen nicht mehr ein. Wir sorgen dafür, dass er sich wohl fühlt. Es wird einen weiteren Vorfall wie heute Morgen geben, und dann wird er verbluten. Eine angenehme Art zu sterben. Das Wahrscheinlichste ist, dass er im Schlaf aus dem Rektum bluten wird.»

«Darüber haben wir ja schon gesprochen.»

«Seine Frau sagte mir, dass sie zu Hause für ihn sorgen will. Ist sie Ihre Mutter?»

«Ja.»

«Arbeitet sie?»

«Sie ist Personalleiterin bei einer Investmentbank in der City. Ich bin in einer Umorientierungsphase und habe jede Menge Zeit.»

«Haben Sie Geschwister?»

«Zwei Brüder. Einer lebt auf dieser Insel im Südpazifik. Aber der andere ist in Fort Lee, und er ist selbständig, also kann er tagsüber mal in Morristown vorbeikommen, um mir zu helfen. Und Mom wird während der Nacht da sein.»



Die Sozialdienstmitarbeiterin tätschelt ihr Knie. «Sie wollen Verantwortung übernehmen. Sie sind eine gute Tochter. Aber ich muss hier eine Ermessensentscheidung treffen. Sie sagen, Ihre Mutter stehe voll im Berufsleben und Ihr Bruder habe in Fort Lee eine eigene Firma. Das klingt so, als wären beide ziemlich beschäftigt. Aber Ihr Vater benötigt rund um die Uhr Pflege und Aufmerksamkeit, und auch Sie müssen sich mal ausruhen. Wenn er anfängt zu bluten, braucht er jemanden mit einer ruhigen Hand, der ihm ein Beruhigungsmittel spritzt. Natürlich könnte das ein Profi machen. Wäre das in finanzieller Hinsicht für Sie eine Option?»

«Da müsste ich meinen Vater fragen. Ich kann mich bei Mom erkundigen, wenn sie aus ihrem Meeting kommt.»

«Okay», sagt die Sozialdienstmitarbeiterin. «So, wie das klingt, und angesichts des Zustands Ihres Vaters werde ich einen stationären Hospizmodus befürworten.»

«Aber was ist damit, ihn nach Hause zu holen?»

«Wenn Sie Pflegekräfte organisieren können. Aber um jetzt erst mal auf der sicheren Seite zu sein, werde ich bei ein paar Hospizhäusern anfragen. Welcher Religion gehört er an?»

«Er ist Schamanist.»

«Ich meine, wie wurde er getauft?»

«Jüdisch.»

«Hmm», sagt die Sozialarbeiterin. «Da gibt's eine lange Warteliste.»

Ein weiterer Tag vergeht.

«Ich will in den Stiefeln sterben wie Ambrose Bierce», verkündet Norm mit dünner, heiserer Stimme. Er liegt noch immer im selben Krankenhausbett. Seine Hände, die sich seit gestern nicht bewegt haben, sind jetzt mit winzigen durchsichtigen Schläuchen und grünen Plastikventilen geschmückt. Sein Haar, der Bart, die Laken: alle vom gleichen Weiß. Die Augen: grau und rot gesprenkelt.

«Der ist nach Mexiko gegangen, um sich Pancho Villa anzuschließen, und du kannst nicht mal aufrecht sitzen», sagt Penny, die am Fußende des Betts steht. Sie beugt sich vor und streichelt den rosafarbenen linken Fuß. Seine Fußnägel haben Streifen und sind dick und braun wie Hufe.

«Ich habe zu lange gewartet», sagt er.

«Vorgestern hast du geblutet, und du hast sie aufgefordert, dir eine Transfusion zu geben», erinnert sie ihn. «Vielleicht kannst du es, wenn ich hierbleibe und deine Hand halte?»

Sie spürt die Schärfe in ihrer Stimme. Sie möchte einfühlbar sein. Sie möchte sich ihm nahe fühlen. Aber sie steckt in einer emotionalen Zwickmühle: Sein Zustand bedeutet, dass sie nichts mehr gemein haben. Jedes Mal, wenn sie über sein Sterben sprechen, entfremden sie sich mehr voneinander.

«Ich muss mich noch von Matt und Patrick verabschieden. Das hält mich zurück. Hast du mit einem von ihnen gesprochen?»

«Mom schon, soweit ich weiß», sagt sie. «Wir anderen stehen über die sozialen Medien in Kontakt. Daher weiß ich, dass sie noch am Leben sind.» (Nur ältere Menschen maßen sich an, anderen ihr Telefongeklingel zuzumuten. Die jüngere Generation ist da dezenter. Norm ist das klar. Deshalb ruft er Matt oder Patrick nicht an.) «Wenn du willst, kann ich dir dein Telefon so einstellen, dass dir ihre Feeds vorgelesen werden.»

«Nein, danke», sagt er. «Versuch sie doch dazu zu kriegen, mich im Krankenhaus zu besuchen, ja?»

«Mom will, dass du nach Hause kommst. Sie will dich dort betreuen lassen.»

Er schüttelt den Kopf. «Ich habe gesehen, wie du reagiert hast, als ich anfang zu bluten. Ich will dich nicht in der Nähe haben, wenn es aufs Ende zugeht.»

Sein Hinweis auf ihre Sorge macht ihr Angst. Die Kraft und der Mut, nach denen sich beide sehnen – und die beiden fehlen –, sind die Kraft und der Mut, sich nie wiederzusehen. Die Angst ist etwas, das sie gemeinsam haben. Die Angst löst das emotionale Paradoxon. Einen Moment lang zerfließt ihr weiches Herz vor Liebe, und sie sagt: «Dad.»

«Geh nach Hause. Ich muss mich ausruhen. Sie wollen mich demnächst verlegen. Aber gib mir erst noch einen Schluck Wasser.»

Sie nimmt einen Plastikbecher voller Eiswürfel und hält ihm den Strohalm an die Lippen. Er sagt: «Bäh. Mir ist schlecht», und sie stellt ihn wieder weg. Er schließt die Augen, und sein Gesicht erschlafft. Durch die dunklen Lider, violett wie die Ringe unter den Augen, sieht es so aus, als zögen sich die Augen an Stielen zurück wie in einen Panzer.

Flüchtig schießt ihr der Gedanke durch den Kopf, dass er jetzt schon wie tot aussieht. Sie ahnt, dass ihre ganze mühsam aufgebaute Tapferkeit in sich zusammenbrechen wird, wenn er stirbt. Sie wird die ganze unterdrückte Liebe in einem einzigen Weinkrampf herausheulen, und alle ringsum, selbst Fremde, werden ihre Verzweiflung verstehen und respektieren. Sie wähnt sich schon als Teil einer langen Reihe von erschütterten Trauernden bis zurück zu den griechischen Tragödien.

«Ich mach mich auf, Dad», sagt sie.

Er öffnet die Augen wieder und sagt: «Warte. Ich möchte, dass du mir morgen einen Gefallen tust.»

«Klar.»

«Bring mir doch meinen Laptop von zu Hause mit. Da ist eine Spracherkennungssoftware drauf, die ich noch nie benutzt habe. Vielleicht kann ich sie so einstellen, dass ich ein paar Sachen diktieren kann. Ein paar Geständnisse.»

«Das wäre großartig», sagt sie strahlend. «Ich habe noch so viele Fragen, besonders über die Zeit vor meiner Geburt. Über Sachen wie Matts und Patricks Mutter. Ich weiß praktisch alles über deine Philip-Roth-Kindheit und Moms durchgeknalltes Dorf, aber ich weiß nicht mal, wie sie heißt!»

«Was ich brauche, ist eine Zeitkapsel. Ich habe dir noch so viel zu erzählen. Wenn alle anderen weg sind, wie in diesem Gedicht: <Wenn du einst alt und grau und Schlafes voll am Feuer döst, dann nimm dies Buch ->»

Penny schnürt sich die Kehle zusammen.

«Alles, was übrig bleibt, bist du. Du und deine Kinder. Du bist zwanzig Jahre jünger als die Jungs und deine Mutter, und wenn ich tot bin, wirst du noch siebzig Jahre leben. Die Eier für deine Kinder sind schon in dir. Ich kann sie beinahe sehen. Fast so, als würde ich meine eigenen Nachkommen kennen, als könnte ich in die Zukunft schauen. Auf nichts und niemanden bin ich so stolz wie auf dich. Es war ein solches Glück, dich zu kriegen.»

Penny steht mit Tränen in den Augen da, zu aufgewühlt, um zu sprechen.

«Hey!», sagt Norm. «Weine nicht, Koala-Girl. Jeder muss mal sterben.»

Ihre Stimme ist ein Elfenzirpen. «Ich hab dich so lieb, Dad.»

[...]